

Das Maschinengewehr.

Wir lagen auf Posten. — — Still war die Welt, Hoch über uns glänzte das Sternenzelt. Vom Posten da drüben meldet ein Mann: „Achtung, Kamraden, der Feind rückt an!“ Ein großer Haufen kam gegen uns her. „Auf!“ — „Vorwärts!“ — „An's Maschinengewehr!“

Ein Schuß! — — — Es kammten die Scheinwerfer auf. Tausend Mann flüchteten das Feld herauf.

Wie ein Gespenst faust ein Reiter daher — — Springt ab, — — tritt ans Maschinengewehr. Mit Grauen sah ich beim blendenden Schein Sein dürres, bleiches Knochengelb. Kalt lächelnd und zynisch grinst er umher Die Knochenhand am Maschinengewehr. Jetzt zieht er! — — Die Kugeln zischen hinaus. — — Viel blühendes Leben löschte aus.

Hinweg faust der Reiter vom Leichenfeld. Schmerzschreie durchgellen die Welt! Die Tapferen waren in finst'rer Nacht In wenig Sekunden umgebracht. Achthundert liegen verstümmelt und tot.

— — — Langsam steigt drüben das Morgenrot. Es grüßt sie der junge Tag nimmermehr — — —

Am Wald steht das Maschinengewehr, Und auf seinem menschenmordenden Stahl Flimmert ein blutiger Sonnenstrahl.

Max Leopoldt.

Kunstwerke im Kriege.

Ein Artikel des Florentiner „Marzocco“, weist darauf hin, daß Italien an Beschädigungen von Kunstwerken in Kriegszeiten noch ganz anders gelitten hat, als das, was heute aus Belgien berichtet wird.

„Jeder Palast, er mag so groß und so berühmt sein wie er will, zählt im Kriege als Rücksichtslosigkeit nur nach der Anzahl der verfügbaren Räume, wie der Mensch, der er auch immer sei, nur nach den Stadtelchen, die er auf dem Kermel seines Todes hat, eingeschätzt wird. Und es ist nur natürlich, daß die Dinge so sind. Das Kapitell Sant' Angelo in Florenz wandelte sich zu einer Festung, und zur Zeit der Belagerung wurde Cellini, der in ihr eingeschlossen war, aus einem Bildhauer ein Bombardier: Das Gebäude und der Mensch unterlagen, wie man sieht, dem gleichen Schicksalswandel. Während der Belagerung von Florenz war die Basilika von San Miniato zum Mittelpunkt der Verteidigung erwählt worden. Der Glorieturm, den Bartolomeo d'Agnoleschi noch nicht hatte beenden können, gab den Feinden ein wunderbares Ziel. Noch heute trägt er die damals erlittenen glorreichen Wunden, und er verdankt seine Rettung nur den klugen Plänen Michelangelos.

Dieser zerbrach sich den Kopf, um ihn zu retten, aber nur deshalb, weil er, massiv und solide, wie er war, einen ausgezeichneten Standplatz für die Artillerie bildete. Und man ergab, daß zwei Geschütze, die dort aufgestellt waren, gegen die Kaiserlichen wahre Wunder verrichteten. Bei derselben Belagerung hatte ein anderes Monument noch ein ungleich traurigeres Schicksal. Die Wahrnehmung, daß die Umgebung der Stadtmauer in der Hand des Feindes ein bedeutungsvoller Stützpunkt werden könnte, führte dazu, daß alles, was dem heranziehenden Feind Zuflucht hätte bieten können, erbarmungslos vernichtet wurde. So wurden denn die herrlichsten Bauwerke zerstört, und weder Kirchen noch Klöster wurden gesont.

Außerhalb von Porta San Gallo lag ein Städtchen gleichen Namens, das durch seine vielen schönen Bauwerke berühmt war. Unter diesen war das berühmteste das große Kloster, das Lorenzo der Prachtige für die Eremiten des Ordens des Heiligen Augustinus hatte errichten lassen. Nach dem Jahre 1530 sah man von dem Hause, von der Kirche und dem Kloster nicht mehr den Schatten einer Spur. Dasselbe Schicksal lachte das Kloster San Salvi heim, und nicht besser ging es dem Kloster bei Gesualto außerhalb des

Stadttore in Vinti, das in künstlerischer Beziehung das wertvollste war. Enthielt es doch Werke des Michelangelo Benedetto da Raitano und eine große Zahl von Bildern des Pietro Verucino, des Lehrs Kaffars. Von ihnen allen blieb nichts als Schutt und Staub übrig. Benedetto da Rovezzano hatte seine große Kapelle und das Grabmal des San Giovanni Gualberto nahezu vollendet und war im Begriff, es nach Santa Trinita zu überführen. Er hatte zehn Jahre mit Unterstützung einer Menge von Gehilfen an dem Kunstwerk gearbeitet, als er von der Belagerung überrascht wurde; der Ort wurde von der Soldateska gestürmt, die alles vernichtete und zugleich auch das erwähnte Kunstwerk in jenen fragmentarischen Zustand versetzte, in dem wir es noch heute im Museum del Cardello sehen.

Es erübrigt sich, weitere Beispiele anzuführen. Jede Belagerung und jeder Sturm, den Rom oder Mantua, Turin oder Wien erlitten, hat dergleichen beklagenswürdige Episoden gezeitigt. . . . Der Krieg . . . bedeutet, wenigstens für die große Menge, einen Zustand von seelischer Trunkenheit. Er gleicht darin dem des Spielers, das Gleichgewicht der Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Lebenswerten erleidet eine gewaltige Störung. Was bedeutet denn auch 10 Lire, wenn Hunderte und Tausende auf dem Spiele stehen! Und was bedeutet dem, der am Morgen dem Feinde den Kopf einschlägt, und der am Abend einem anderen das Bajonett in den Leib rammt, was bedeutet ihm irgend eine Statue in einer Kirchennische, die jeden Tag bis in die Ewigkeit regungslos an derselben Stelle steht!

Kleines Feuilleton.

„. . . die waren in Rußland gefangen“.

Ob es den Heineschen Grenadiere vor hundert Jahren in Rußland auch so gut ging wie jetzt den deutschen Gefangenen? Falls man nämlich folgender Schilderung der „Kosowoje Wremja“ trauen darf:

„Nicht nur unsere verwundeten Krieger, sondern auch unsere Feinde werden überall in gastfreundlicher Weise, voll Sorgfalt und Wohlwollen behandelt. Die Weiden machen alle gleich, und die deutsche Herzlosigkeit und Bosheit ist bei uns unbekannt. Gewiß, die unseren stehen uns näher, ihnen geben wir die ersten Plätze, aber auch unsere Feinde lassen wir nicht ohne Hilfe, wir vermehren nicht ihre Leiden, wie es unsere Gegner unseren Verwundeten gegenüber tun. Das ist eben der charakteristische Zug der von Liebe überströmenden slawischen Natur.

Wäre dies unseren Feinden als Vorbild christlicher Liebe und Wohlthätigkeit dienen. In der Tat ist es außerordentlich wirksam. Wir haben es an einigen Dutzenden deutscher Gefangener. Als sie zu uns kamen, „hüpfen sie nicht, was sie taten“. Ihre Vorstellungen von den russischen Verhältnissen waren geradezu monströs und töricht. Einer der Verwundeten gestand offen, daß er während des ganzen Transportes vom Bahnhof zum Spital größere Angst anstand, als je auf dem Schlachtfelde. „Ich glaube — bemerkte er —, daß man mich in den Fluß werfen oder auf das Pfahler legen werde, wo man mich mit den Füßen zerrreten wird.“ Im Spital beobachteten die deutschen Verwundeten heute noch jede Bewegung des Arztes oder des Personals mit gespannter und ängstlicher Aufmerksamkeit. Einer von ihnen litt furchtbare Schmerzen; er wand sich förmlich und biß sich in den Finger, um seine Schmerzen zu verbergen. Als aber der Arzt dies bemerkte und ihm Morphium einbringen wollte, hob er sichtlich die Hände empor und wollte den Eingriff unter keinen Umständen zulassen. Die ihnen vorgesetzte Nahrung betrachten die Verwundeten höchst mißtrauisch und rühren sie nicht früher an, bis die russischen Patienten zu essen beginnen. Sie sind im allgemeinen höchst mißtrauisch und hören nicht auf, sich darüber zu wundern, daß die „russischen Barbaren“ sie nicht in die andere Welt befördert haben. Ihre Beschreibungen zu den russischen Leidensgenossen sind sehr verschieden. Manche benehmen sich unfreundlich und kehren den unseren den Rücken. Andere bestreben sich im Gegenteil, ein gutes Verhältnis mit den russischen Leidensgenossen anzuknüpfen. Die unseren hingegen sind stets sehr freundlich und trachten jenen, die sie vor kurzem bekämpften, in jeder Weise hilfreich zu sein.

Die Deutschen gewöhnen sich an unser Essen, nur das Schwarzbrot mögen sie nicht. Es beklagen sich darüber, daß man ihnen keinen Kaffee gibt; Tee trinken sie nicht. Sie sind traurig, manche von ihnen vergießen Tränen.“

Russische Kriegskontribution.

Den belgischen und französischen Städten werden von den deutschen Truppen schwere Kontributionen in Geld auferlegt. Die Russen haben in Allenstein Naturalien verlangt, die sie obendrein bezahlen wollten — wozu sie allerdings durch die Notwendigkeit der Nacht gehindert wurden. Die „Allensteiner Zeitung“ schreibt darüber:

„Die Russen verlangten ungeheure Lieferungen, nämlich: 120 000 Kilogramm Brot, 8000 Kilogramm Zucker, 3000 Kilogramm Salz, 3000 Kilogramm Tee, 15 000 Kilogramm Getreide oder Reis und 100 Kilogramm Pfeffer. Diese ungeheuren Mengen sollten von unserer Stadt bis Freitag früh um 8 Uhr geliefert werden.

Unter Drohungen, zu requirieren, forderten die Russen, daß alles pünktlich abgeliefert werde. Da viele Geschäftsleute ihre Läden abgeschlossen hatten und gestrichelt waren, so mußte die Stadt die Läden, in denen sich Lebensmittel befanden, gewaltsam öffnen lassen, um die verlangten Vorräte entnehmen zu können. In der Nacht zum Freitag ist in Allenstein in allen Bäckereien im Schnellbetrieb gearbeitet worden. Mehrere Bäder waren am Sonntag oder Montag geschlossen und hatten ihre Bäckereien geschlossen. Die beschlossenen Bäckereien mußten deshalb gewaltsam geöffnet werden. Alle hiesigen Bäder, viele Bürger, vor allem Frauen und Mädchen, stellten ihre Dienste zur Verfügung und so wurden dem Allensteiner Brot gebacken. Gleichzeitig liefen Frauen die ganze Nacht hindurch von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung und baten überall um Brot. Jeder gab, was er hatte. Der Oberbürgermeister Jälich hatte hier, wie überall, die Leitung persönlich übernommen. Ihm und dem Bürgermeister Schwarz gebührt das Verdienst, durch ihr kluges Verhalten, durch ihren unermüdbaren Eifer wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß die Allstädtige Russen herrschaft nicht noch unerträglichere Folgen in Allenstein gehabt hätte. Tatsächlich sind den Russen geliefert worden: 25 000 Kilogramm Brot, 3070 Kilogramm Zucker, 3110 Kilogramm Salz, 110 Kilogramm Tee, 4210 Kilogramm Reis und Getreide, 450 Kilogramm Erbsen, kein Pfeffer. Diese große Lieferung, die Allenstein den Russen liefern mußte, sollte von ihnen bar bezahlt werden. Beim Abzug der Russen ist die Bezahlung unterblieben. Es wurde jedoch von den siegreichen deutschen Truppen eine russische Kriegskasse eingeführt, deren Inhalt sich auf 180 000 Rubel beziffert soll. Die Bezahlung für die Lieferung wird die Stadt also schon bekommen. Die Russen benahmen sich auch in der Nacht zum Freitag manierlich. Am Freitag früh hatten sie offenbar großen Hunger. In einigen Wirtschaften mochten sich russische Soldaten über die Weinkeller und die Speisevorräte her. Es geschah das zweifellos gegen den Willen der Offiziere.“

Gnurr und Satire.

Auch dieser Weltkrieg, in dem Deutschland jetzt um sein Dasein kämpfen muß, ist eine Prüfung für unser Volk. Eine Frage! Kriege sind die Vorbedruten unseres Gottes. Aber trägt nicht alles, so ist dieser Krieg für uns nicht ein Ausfluß seines richterlichen Urteils, sondern eine väterliche Heimführung, dadurch er uns wohlthat, uns reichen Segen zuwenden möchte. Es ging ja nicht so weiter wie bisher. Immer größer wurde in deutschen Landen der Unglaube, die Ablehnung des Gottes Wort und damit der verderbliche Dienst der Welt und Sünde. Maßlos machte sich Unzucht und Leichtfertigkeit, maßlos die parteipolitische und soziale Verberdung in der Presse, im öffentlichen Leben Deutschlands breit. Hätte Gott uns verderben wollen, so brauchte er es nur so weiter gehen lassen. Wohl bald hätten wir uns mit dem Tanz um goldenen Kalb in die Revolution, bald mit Unzucht und um sich greifender Geburtenbeschränkung in physische und politische Ohnmacht hineingearbeitet. Den Feinden wäre es ein leichtes gemessen, uns dann völlig zu verderben. Im ersten Kapitel des Römerbriefes führt der Apostel Paulus aus, wie Gott die damalige Heidenwelt um ihrer Unantbarkeit und ihres Götzendienstes willen in Selbstverblendung und stülpische Verwirrung dahingegen habe. Das ist kein richtigerer Jörn. Er gibt sie dahin, läßt sie weitermachen auf ihren verderblichen Wegen. Und nun dieser Dank unserm deutschen Volke, diese Unzufriedenheit, dieser Unglaube, diese Welteligkeit! Wir hätten verzweifeln müssen, denken müssen. Gott habe uns aufgegeben, wenn er nicht endlich eingriff. Denn wenn der Herr lieb hat, den züchtigt er. Das ist kein väterlicher Jörn, der seinen Kindern strafend in den Weg tritt.

(Aus dem „Reichsboten“.)

Notizen.

— Die Königenstrahlen im Kriegsdienst wird als zeitgemäßes Thema Professor Dr. Donath in der Urania, Laubstrasse, am Donnerstag behandeln. Der Vortrag wird durchaus gemeinverständlich gehalten sein und neben erläuternden Lichtbildern eine große Reihe von Versuchen und Demonstrationen bringen. Am Sonnabend wird er wiederholt.

— Die Funkentelegraphie im Kriege zu Lande, zu Wasser und in der Luft wird in der Kreptow-Sternwarte am Mittwochabend 8 Uhr von Herrn Dozent B. Paud unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder behandelt werden. — Herr Dr. Archenhold hat den „Kriegskometa“ photographiert und seine Helligkeit in Bezug auf die Nachbarsterne bestimmt. Der Komet wird jetzt allabendlich neben Mond und Jupiter mit dem großen Fernrohr gezeigt.

— Theaterchronik. In den Kammertheatern des Deutschen Theaters gehen am Donnerstag Goethes „Geschwister“ neuinszeniert in Szene. Den Abend beschließt der Vortrag väterländischer Dichtungen.

— Die Nobelpreise sollen wie immer verteilt werden. Nur die Friedensprämie hat man zurückgestellt, einstweilen bis zum 1. Juni 1915. Wir finden aber, man hätte sie zwischen den sozialdemokratischen Fraktionen der russischen Duma und der serbischen Skupstina teilen sollen.

Aus dem russisch-japanischen Kriege.

2) Von B. Berezajew.

Wir fahren über den Ural. Ringsherum sah man nichts als Steppen. Die Staffeln folgten einander wie Säcken. An den Stationen gab es überall nicht erdewollenden Aufenthalt. In 24 Stunden legten wir nicht mehr als 160 bis 200 Werst zurück.

Bei allen Staffelnabteilungen herrschte die gleiche Sauberkeit wie bei der unsern. Die Soldaten waren wie rasend und säugten die Büffels in den Bahnhöfen und Dörfern in Stücke. Es war nur wenig Disziplin vorhanden, und diese aufrecht zu erhalten, war nicht leicht. Sie beruhte allein auf der Furcht; aber die Leute wußten, daß sie in den Tod gingen. Womit konnte man ihnen dann Furcht einflößen? Der Tod erwartete sie sowieso, eine andere Bestrafung, welche es auch sein mochte, war immerhin besser als der Tod. Deswegen ereigneten sich Szenen wie diese.

Der Chef des Kommandos begibt sich zu den neben dem Zuge in Front aufgestellten Truppen. Auf dem Flügel steht ein Unteroffizier und raucht eine Zigarette.

„Was ist das? Du — Unteroffizier! Weißt Du nicht, daß das Rauchen in der Front verboten ist?“

„Warum . . . pff . . . pff . . . warum soll ich denn nicht rauchen?“ fragt der Unteroffizier, rubia weiterpaffend. Es war klar, daß er damit nichts anderes wollte, als vor Gericht gestellt zu werden. —

Wir führten in unserem Wagen ein eintöniges, streng geordnetes Leben. Wir, die vier jüngsten Ärzte, fuhren in zwei benachbarten Kubees; der älteste Ordinator Grefischkin und die jüngeren Ordinatoren Selsukoff, Schanzer und ich. Da alle sympathische Leute waren, hatten wir uns rasch miteinander befreundet. Wir saßen, disputierten, spielten Karten und Schach. Zuweilen kam auch unser Oberarzt Davidoff

aus seinem Einzelkubee zu uns. Er erzählte uns gerne und viel von den Obliegenheiten eines Militärarztes, von der bei der Militärverwaltung herrschenden Unordnung, von seinen Kollisionen mit den Vorgesetzten und von seinem vornehmen, unabhängigen Verhalten ihnen gegenüber. In seinen Erzählungen fiel unwillkürlich eine gewisse Problerlei auf und das Bestreben, sich unsern Ansichten anzupassen. Er hatte nur wenig Intelligenz, seine Sätze waren zynischer Art und seine Meinungen abgemacht und trivial.

Mit uns fuhren noch ein Apotheker, ein Pope (Pfarrer), zwei Unterbeamte und vier barmherzige Schwestern. Diese waren einfache, wenig intelligente Mädchen. Sie sagten „Kollidor“ statt Korridor, entkehten sich über unsere unschuldigen Witze und lachten etwas verlegen über die zweideutigen Späße des Oberarztes.

In einer großen Station holte uns eine Staffelnabteilung ein, in der ein zweites Lazarett unserer Division fuhr. Aus dem Wagen trat mit seinem schönen, sich nachlässig wiegenden Gang der stattliche Dr. Sultanoff, ein elegant gekleidetes, vornehmcs Fräulein am Arm führend. Sie war, wie man erzählte, — seine Nichte. Die andern Schwestern waren ebenfalls elegant angezogen, sprachen französisch und waren von Stabsoffizieren umschwärmt, die ihnen den Hof machten.

Um seine Lazarett bekümmerte sich Dr. Sultanoff wenig. Seine Nichte hungerte, ebenso auch die Pferde. Eines Morgens früh fuhr mein Chefarzt während eines Aufenthaltes in eine Stadt, um Get und Hafer zu kaufen. Das Futter wurde auf die Station gebracht und auf dem Perron zwischen unserm Detachement und demjenigen Dr. Sultanoffs abgeladen. Dieser, eben erwacht, schaute aus dem Fenster. Ueber den Perron ging ein Davidoff hin. Sultanoff zeigte ihm schmunzelnd die Furage.

„Aber was für einen Haufen Hafer ich da habe!“ sagte er.

„So — a — o — e!“ erwiderte Davidoff spöttisch.

„Und sehen Sie, auch Heu!“

„Auch Heu? Ausgezeichnet! — — Nun werde ich alles sofort in meinen eigenen Wagen verladen lassen.“

„Wieso denn?“

„Weil ich es gekauft habe.“

„A — a — a! Ich dachte, mein Verwalter . . .“ Sultanoff gähnte lange und sagte dann zu der neben ihm stehenden Nichte: „Nun gehen wir in den Bahnhof, um unsern Kaffee zu trinken!“

Hunderte und Hunderte von Weist folgten einander. Soweit man sieht, ist alles nach wie ein Tisch. Da und dort zeigen sich kleine Wälder und Gebüsche. Ackerfelder gibt es fast keine; überall nur Wiesen, grüne Wiesen mit großen und kleinen sich aus der Ferne dunkel abhebenden Deutschwäldern. Die meisten Wiesen sind jedoch nicht abgemäht. Das gelbe, bis zur Wurzel dürr gewordene Gras beugt sich unter dem Winde und es rauschen und knistern die Samen in ihren trockenen Kapiteln. Auf eine Station kam ein Bauernvorsteher gefahren und erzählte, daß keine Arbeiter mehr zu bekommen seien, da alle Erwohnenen, die Landwehnmänner inbegriffen, in den Krieg getrieben wurden und das Gras auf den Wiesen wegen Mangels an Arbeitskräften zugrunde gehe. —

Eines Abends schillte plötzlich unweit der Stadt Gains die Klaraufse und sofort blieb unser Zug mitten auf dem Felde stehen. Ein Offiziersburche kam herbeigeeilt und erzählte in großer Aufregung, daß wir betraute mit einem uns entgegenfahrenden Zuge zusammengestoßen wären. Aehliche Ereignisse waren durchaus nicht selten. Die Zugbeamten waren weit über ihre Kräfte ermüdet, und weggehen durften sie nicht, da sie fürchten mußten, vor's Kriegsgericht gestellt zu werden. Die Wagen waren alt, abgenutzt; bald geriet eine Kasse in Brand, bald wurde ein Wagen losgerissen, bald fuhr der Zug rasend an einer Weiche vorüber. (Fortf. folgt.)